

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





PETER STAMM

# Marcia aus Vermont

Eine Weihnachtsgeschichte



S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

© 2019 Peter Stamm

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397452-2

*Für Oliver Vogel*



*Es war keine Flucht*, aber ich muss zugeben, dass ich erleichtert war, das enge Tal nach zwei Monaten endlich zu verlassen. Am Anfang war ich noch ein paarmal auf die Hügel der Umgebung gestiegen, um etwas Aussicht zu haben, aber selbst von da oben sah man nur noch höhere Hügel und bewaldete Berge. Und nachdem Anfang Dezember das Wetter umgeschlagen und der Schnee gekommen war, war ohnehin nicht mehr daran zu denken, abseits der gepflügten Straßen vorwärtszukommen. Selbst auf dem Gelände der Stiftung waren nur die Wege zwischen den Gebäuden begehbar, die von irgendeiner unsichtbaren Hilfskraft geräumt worden waren.



Einen Wagen zu mieten hätte ich mir sparen können, ich hatte ihn die ganze Zeit kaum gebraucht, aber ich hätte nicht gewusst, wie ich sonst von New York in diese gottverlassene Gegend hätte kommen sollen. Am Morgen meiner Rückreise hatte ich auf dem großen Parkplatz hinter dem Hauptgebäude lange suchen müssen, bis ich den Wagen endlich wieder fand. Er war von einer dicken Schneeschicht bedeckt, und ich brauchte fast eine Stunde, bis ich ihn befreit und den Schnee so weit weggeräumt hatte, dass ich fahren konnte. Als ich in mein Zimmer zurückkam, um mein Gepäck zu holen, waren meine Hände rot und geschwollen von der Kälte. Ich ging ins Bad und hielt sie unter fließendes kaltes Wasser. Es fühlte sich an, als würden sie von hundert Nägeln gestochen.

Ich fuhr los, ohne noch jemanden gesehen oder mit jemandem gesprochen zu haben. Die meisten waren ohnehin schon abgereist, und ich hatte mit niemandem viel zu tun gehabt, auch nicht mit dem Personal, das seine Arbeit tat, aber uns sonst so gut wie möglich aus dem

Weg ging. Das junge Mädchen, das jeden Morgen das Frühstücksbüfett aufbaute und das meinen Gruß jeweils nur mit einem undeutlichen Murmeln und einem Nicken erwiderte, hatte ich in der ganzen Zeit noch nie reden gehört. Nur manchmal sah ich, wie es mit einer der Köchinnen tuschelte und dabei ein Gesicht machte, als habe es eben etwas Schreckliches gesehen oder erfahren.

Mein Auto schlingerte auf der vereisten Ausfahrt, aber die Straße war glücklicherweise schneefrei. Nur einmal, hinter einer Kurve, lag Schnee auf der Fahrbahn, der wohl über Nacht vom steilen Abhang herabgerutscht war. Ich musste scharf bremsen und dann auf die Gegenfahrbahn ausweichen, um die Stelle zu umfahren.

Ich hatte vorgehabt, im ersten Coffeeshop am Weg zu frühstücken, aber die Lokale, an denen ich vorbeikam, sahen wenig einladend aus, und ich war schon eine Stunde gefahren, als ich endlich einen Ort fand, der einigermaßen zivilisiert aussah. Aber auch dort gab es nur wässrigen Kaffee und in Plastik eingeschweißte Donuts. Die Bedienung fragte, woher ich käme,

und ob ich hier Ferien mache, aber ich war nicht zum Reden aufgelegt oder hatte es verlernt in den vergangenen Wochen des Schweigens. Dabei hatte ich mich auf den Aufenthalt in der Stiftung gefreut, hatte mir genau das erhofft, was ich dann auch gefunden hatte, einen Ort außerhalb der Zeit.

Im Radio plapperten zwei Männer über Autoreparaturen, ein Thema, das sie sehr zu belustigen schien. Ich wechselte die Kanäle, bis ich einen Sender fand, auf dem Jazz lief, unterbrochen nur von gelegentlichen Wetter-Updates und Werbespots für Wasserbetten und Landmaschinen. Ich musste an Marcia denken, daran, wie ich sie vor vielen Jahren an Weihnachten kennengelernt hatte. Ich war damals noch sehr jung und voller Ambitionen nach New York gekommen. Aber nach einem Jahr war mir das Geld ausgegangen, ohne dass ich irgendetwas erreicht oder sich auch nur etwas geklärt hätte, und ich hatte meine Eltern bitten müssen, mir Geld für den Rückflug vorzustrecken. Sie hatten sich gewünscht, dass ich schon für die Feiertage heimkomme, aber wohl aus Trotz hatte ich einen Flug Anfang Januar

gebucht. Weihnachten feierte ich mit einem befreundeten brasilianischen Ehepaar und ihren Kindern in Queens, die ich, ohne es zu ahnen, an jenem Tag zum letzten Mal sah. Ich erinnere mich nicht an die Feier, aber sie muss am Mittag stattgefunden haben, denn als ich das Haus meiner Freunde verließ, war es noch nicht dunkel.

Ich war etwas beschwipst und entschied mich, zu Fuß zu gehen. An einer Straßenkreuzung hielt ich an, um mich zu orientieren. Ich nahm mir eine Zigarette, da sprach mich eine junge Frau an und fragte, ob ich für sie auch eine hätte. Als ich ihr Feuer gab, hielt sie ihre Hände schützend um meine, eine zärtliche kleine Geste, die mich berührte. Sie schaute mir in die Augen und lächelte. Heute sei ihr Geburtstag, sagte sie, wenn ich zwanzig Dollar hätte, könnten wir ein paar Sachen kaufen und eine kleine Feier machen.

»Es tut mir leid«, sagte ich, »ich habe nicht so viel bei mir.«

Sie sagte, das sei egal, ich solle hier auf sie warten. Sie gehe einkaufen und komme gleich wieder.

»Seltsam, dass du Weihnachten Geburtstag hast.«

»Ja«, sagte sie, als habe sie daran nicht gedacht, »das ist wahr.«

Sie ging die Straße hinunter, und ich wusste, dass heute nicht ihr Geburtstag war und dass sie nicht zurückkommen würde. »Warte«, rief ich und war mit ein paar schnellen Schritten wieder bei ihr.

Sie kaufte ein wie jemand, der hungrig ist, kalorienreiche Lebensmittel, immer die billigsten Marken, dafür große Packungen, kein Gemüse, keine Früchte. Am Anfang zählte sie noch die Preise zusammen, nannte die Summe und schaute mich an. »Ist schon o.k.«, sagte ich schließlich, »ich habe noch ein paar Travellerschecks.« Ich legte eine Flasche billigen Whisky in den Einkaufswagen. »Ein bisschen Spaß muss sein.«

Die Wohnung lag in einem heruntergekommenen Haus in einer düsteren Seitenstraße. Wir mussten vier Stockwerke hochgehen. Es roch seltsam im Treppenhaus, aber noch seltsamer war die Stille im Haus. Nicht einmal die

Geräusche von der Straße waren zu hören, nur das Knarren der Holzterappe, das so laut war, als könne sie jeden Moment einbrechen.

In der Wohnung war es dunkel und kalt. Wir aßen in der Küche, ohne unsere Mäntel ausziehen, Toastbrot mit Erdnussbutter und Truthahnaufschnitt. Erst als die Frau satt zu sein schien, stand sie auf und zog den Mantel aus. Sie trug ein enganliegendes schwarzes Kleid, das weder zum Ort noch zum Anlass passte, und schaute mich mit einem halb herausfordernden, halb traurigen Blick an. »Es muss nicht sein«, sagte ich. »Schließlich ist Weihnachten.«

»Bist du ein Heiliger?«, sagte sie. »Das würde mir fast noch mehr Angst machen.«

»Ich habe zu viel getrunken«, sagte ich. Sie grinste. »Das hätte ich auch, wenn ich es mir leisten könnte.«

»Du hast doch Geburtstag«, sagte ich. »Stimmt«, sagte sie, »das hätte ich fast vergessen.«

Ich kann mich nicht mehr an Marcias Haar- oder Augenfarbe erinnern, weiß nicht mehr, ob sie groß oder klein war, schlank oder füllig.

Trotzdem habe ich das Gefühl, ich würde sie erkennen, wenn sie mir noch einmal auf der Straße begegnete. Sie hatte eine Selbstsicherheit und Unverblümtheit, die mich beeindruckte und zu ihr hinzog.

Wir lagen zusammen im Bett. Die Decke war nur dünn, und ich drängte mich eng an sie, weniger aus dem Bedürfnis, ihr nah zu sein, als um nicht zu frieren. »Ich mache das sonst nicht«, sagte sie und fing plötzlich an zu lachen. »Dir ist das vollkommen egal, was? Aber ich mache das sonst wirklich nicht. Weihnachten ist der traurigste Tag des Jahres, und ich bin gerade etwas knapp bei Kasse und wollte nicht auch noch hungrig ins Bett gehen.«

Der Whisky hatte sie gesprächig gemacht und ein bisschen sentimental. Sie erzählte mir von ihrer Familie in Vermont, die sie seit Jahren nicht gesehen hatte, von ihrem Bruder, ihrem kleinen behinderten Bruder, wie sie ihn nannte.

»Das meinst du jetzt nicht im Ernst«, sagte ich. »Das klingt wie eine dieser schrecklichen Weihnachtsgeschichten. Du schläfst mit mir, um Geld für seine Medikamente zu verdienen. Und am Schluss sitzen wir alle zusammen, du

und ich, deine Eltern und dein kleiner behinderter Bruder um einen ärmlichen Weihnachtsbaum und singen ›Stille Nacht‹.«

»Mein kleiner behinderter Bruder ist schon lange tot«, sagte sie, »und mein Vater ist reich, und ich habe nicht die Absicht, dich ihm vorzustellen.«

Wir schwiegen eine Weile. »Heißt du wirklich Marcia?«, fragte ich. »Ich dachte, so heißen nur Leute im Fernsehen.«

»Warum nicht?«, sagte sie. Wieder sagten wir nichts, dann fragte Marcia, was meine seltsamsten Weihnachten gewesen seien. Ich ahnte, dass sie schon viele seltsame Weihnachtserlebnisse gehabt hatte und mir die Frage nur stellte, um davon zu erzählen. »Marcia aus Vermont«, sagte ich. »Vielleicht bist du mein seltsamstes Weihnachtsgeschenk.«

Ich zündete jedem von uns eine Zigarette an. Marcia lehnte sich über mich, um unsere Gläser zu füllen. Ihre Brüste streiften meinen Arm. »Ich habe schon schlechteren Whisky getrunken«, sagte sie. Ich zog sie auf mich. »Was ist denn das?«, fragte sie und lachte.



Ich musste geschlafen haben. Es war stockdunkel, und ich hatte keine Ahnung, wie spät es war. Marcia war immer noch wach, aus der Dunkelheit hörte ich ihre Stimme ganz nah an meinem Ohr, als habe sie nie aufgehört zu reden. »Sag schon, was waren die seltsamsten Weihnachten, die du je erlebt hast?«, fragte sie noch einmal, als sei es eine wichtige Frage, als hänge alles von meiner Antwort ab. »Womöglich habe ich meine seltsamsten Weihnachten noch gar nicht erlebt«, sagte ich. »Es ist das erste Mal, dass ich die Feiertage nicht mit meiner Familie verbringe.«

»Vielleicht wird dir das eines Tages seltsam vorkommen«, sagte sie. »Und du?«, fragte ich und tastete mit der Hand nach ihr. Trotz der Kälte im Raum war ihr Körper so warm, als habe sie Fieber. »Komm ein bisschen näher«, sagte ich und zog sie an mich. »Bist du nicht müde?«

»Ich schlafe nie«, sagte sie. Ihr Lachen klang halb belustigt, halb unheimlich.

»Und deine Eltern sind wirklich reich?«, fragte ich.

»Unermesslich reich«, sagte sie.